



DIE LETZTE
WAHRE
GESCHICHTE

Roman

TAHMIMA ANAM

Insel

»Wie meinst du das? Dass sie erst laufen gelernt haben und dann wieder ins Wasser gegangen sind?«

»Haargenau. Der früheste Vorfahr der Wale, *Pakicetus*, war ein Landsäugetier. Eine Art Kojote, könnte man sagen. Zehn Millionen Jahre später haben wir den *Basilosaurus*, der nur noch letzte Spuren eines Amphibienwesens in sich hatte. Die evolutionären Bindeglieder, die Übergangsformen, die interessieren mich.«

»Übergangsformen. Das gefällt mir. Und welche Arten gehören zu dieser Übergangsperiode dazu?«

»Es gibt etliche Spezies, aber wir suchen nur nach einer ganz bestimmten Art, und die heißt *Ambulocetus*. Sie wurde vor ungefähr zwanzig Jahren entdeckt, aber es hat noch nie jemand geschafft, ein vollständiges Skelett in den Westen zu schaffen. Deswegen fahre ich nach Pakistan.« Wir unterhielten uns über *Ambulocetus*. Dessen Geschichte hatte ich schon so oft erzählt, aber dennoch kam es mir vor, als würde ich ein Geheimnis offenbaren. Es war ein Gefühl, das mich in deiner Gegenwart häufiger überkam: Als hätte ich gerade mehr von mir offenbart, als mir eigentlich lieb war. Seltsam war das.

Unser Essen kam. Die Sandwiches wirkten klein und blass, weil sie ohne jede Dekoration auf einem schweren Porzellanteller lagen. Der Tee wurde in einer Riesentasse serviert, der Orangensaft in einem Plastikbecher. Ich nahm das Sandwich, das fast so hoch wie breit war, in die Hand und biss hinein. Das Eigelb zerfloss zwischen den Schichten und tropfte mir aufs Kinn und den Teller. Ich schämte mich dafür und versuchte, alarmiert von der Intensität des Geschmacks und dem großen Bissen in meinem Mund, die Lippen geschlossen zu halten.

Wahrscheinlich hast du geglaubt, einen Fauxpas begangen zu haben. Du hast gesagt: »Ist du eigentlich Schweinefleisch? Da ist Wurst drin.«

Ich zögerte ein wenig, um dich zu necken, dann lachte ich. »Mir macht das nichts, aber verrät's bitte nicht meinen Eltern.«

Du hast mir den Teller weggezogen. »Es tut mir so leid.«

»Das war ein Witz. Wirklich! Meinen Eltern ist das egal, sie sind nicht religiös. Ich will mein Sandwich wiederhaben!« Ich nahm den Teller wieder an mich. Deine Frage, ob ich Moslem sei, bejahte ich, sagte aber, dass ich aus einer Familie von Zweiflern stamme. Dass die Religion unserer Familie Nationalismus gewesen sei. »Sie sind so eine Art Kommunisten. Vom Krieg geprägt.«

Wahrscheinlich erwähnte ich in diesem Moment, dass meine Mutter während des Krieges einen Krankenwagen gefahren war. Ich wäre gern wieder auf meine Adoption zu sprechen gekommen. Ich wollte betonen, dass meine Eltern nicht meine einzigen Eltern waren, dass ich ein weiteres Elternpaar hatte, an das ich bis zum Vorabend fast nie gedacht hatte. Vor meinem geistigen Auge stand das Bild deines Zuhauses – die Blockhütte unter Ahornbäumen. Ich konnte die Kiefern geradezu riechen, das fröhliche Gewimmel deiner Familie hören. Im Vergleich zu deiner kam mir meine

Familiengeschichte traurig vor, und ich war neidisch auf dich. Ich konnte nicht verstehen, wie du aus einer scheinbar so privilegierten Familie stammen und dich trotzdem so verloren fühlen konntest. Du hast wieder erwähnt, dass du schon mal in Indien warst und gerne noch einmal dort hinfahren würdest.

»Ich hatte eine Freundin von dort und flog hin, um ihre Familie kennenzulernen. Dann waren wir zusammen in Nepal und Bhutan.«

Ich kehrte wieder in die Gegenwart zurück. Ich wollte dich nach dem Namen des Mädchens fragen. Ich verschränkte die Arme vor der Brust, nahm sie wieder weg und versuchte, eine Haltung einzunehmen, die locker und entspannt wirkte, um zum Ausdruck zu bringen, dass mich das überhaupt nicht tangierte. Ich sagte mir, dass sich vermutlich ständig Frauen in dich verliebten. Du sahst wirklich unglaublich gut aus. Sogar deine Stirn war sexy, groß und ernst und faltenlos. Ich hielt mir den Orangensaftbecher an die Lippen, bis kein Tröpfchen mehr darin war, aber dann konnte ich mich doch nicht mehr beherrschen. »War sie deine Freundin?«, fragte ich.

»Ja, wir waren lange zusammen. Aber als ich nach Indien gefahren bin, war es schon vorbei.«

»Hast du ihr das Herz gebrochen?« Das Verlangen, dieses Mädchen zu sein, das dich über die Kontinente hinweg an sich zog, war so stark, dass ich merkte, wie mir das Blut in den Unterleib floss.

»Nein.« Ich sollte im Laufe der Zeit noch lernen, dass du der Meister des vielsagenden Ein-Wort-Satzes warst.

Ich sah in die blauen Tümpel deiner Augen, umrahmt von hellen Wimpern, und gestattete dir, auch in mich hineinzublicken. »Du warst so schön gestern Abend, als du geweint hast«, sagtest du. »Ich habe noch nie jemanden so weinen sehen.«

»Und darf ich fragen, warum du so piekfein angezogen bist?«

»Meine Großmutter wird heute beerdigt.«

Du hast mir erzählt, wie du in Pondicherry ins Internetcafé gegangen bist, weil du deiner Familie eine lange E-Mail über die schöne Stadt schreiben wolltest, über die alte Festung und die kleinen Pavillons am Strand, wo die Sonne jeden Abend in einem anderen, wunderbaren Rosaton unterging, und dass du darüber nachgedacht hast, wie anders die Sonne dort wirkte, größer, aber zugleich auch weiter weg als in Vermont, wo sie allein am wolkenlosen Horizont versank. Im Internetcafé hast du dann gesehen, dass dein Vater schon seit Tagen versuchte, dich zu erreichen, und bei deinen Freunden herumtelefoniert hatte, ob irgendjemand deinen Aufenthaltsort kannte. Aber du warst allein nach Pondicherry gefahren – Reeva, die Exfreundin, hatte dich in Mysore verlassen und war zurück nach Delhi geflogen. Als du mir diese Geschichte erzählt hast, hattest du wieder diesen verlorenen Ausdruck im Gesicht, denselben wie am Vorabend, als das Licht im Konzertsaal anging. Ich wollte dir unbedingt sagen, dass ich ebenfalls auf der Suche war – nach etwas, das nicht im Fußknöchel eines Wals zu finden sein würde.

»Wie schrecklich«, sagte ich. »Es tut mir so leid für dich.« Lange saßen wir so da und sprachen nicht. Und dann habe ich es dir gesagt. Das war nicht meine Absicht gewesen, zumindest nicht in diesem Augenblick, aber es kam einfach heraus. »Ich hätte dir gestern etwas sagen müssen. Über mich.«

»Was denn?«

Ich hatte meine Sandalen abgestreift und mich im Schneidersitz auf den Stuhl gesetzt, aber jetzt richtete ich mich wieder auf und stellte beide Füße fest auf den Boden.

»Ich habe jemanden zu Hause – meinen Freund.«

»Ach ja?«

»Er heißt Rashid.«

»Rashid«, hast du wiederholt.

»Wir kennen uns schon ewig. Seit der Kindheit. Wahrscheinlich heiraten wir oder so«, stieß ich in einem Atemzug aus. »Nicht dass dir das was ausmachen würde, ich dachte nur – ich dachte nur, weil wir uns gerade kennengelernt haben ...«

»Ich wünschte, ich hätte dich schon viel früher kennengelernt.«

»Ich wollte dich nicht hinters Licht führen.«

Unsere Sandwiches waren vertilgt, die Tassen leer. Die Kellnerin kam wieder vorbei, riss eine Seite von ihrem Block ab und ließ die Rechnung bei uns auf dem Tisch liegen. Ich konnte nicht feststellen, ob du enttäuscht warst. Warst du das? Oder vielleicht konntest du angesichts der Beisetzung deiner Großmutter in diesem Augenblick nicht viel anderes empfinden, und alle Gefühle wurden vom Tod verdrängt. Selbst wenn ich heute daran zurückdenke, frage ich mich, ob unsere Geschichte nicht vielleicht anders ausgegangen wäre, wenn ich es dir in einem anderen Augenblick, auf eine andere Art erzählt hätte.

»Und«, du hast tief eingeatmet, »was hast du an deinen letzten Tagen in Cambridge vor?«

»Nichts Besonderes. Im Labor alles zum Abschluss bringen, Bücher in der Bibliothek zurückgeben.«

Das Frühstück war beendet. Ich legte beide Handflächen auf den Tisch. »Danke für das leckere Sandwich.«

»Ich wünschte, wir hätten noch zwei Wochen. Oder es wäre letztes Jahr«, sagtest du.

»Ich auch«, erwiderte ich.

Wir sahen einander an, weil wir nicht wussten, was wir als Nächstes tun sollten. Schließlich sagtest du: »Möchtest du mitkommen zur Beerdigung meiner Großmutter?«

Ich versuchte, mir vorzustellen, was geschehen würde, wenn meine Großmutter gestorben wäre und ich dich zur Trauerfeier mitbringen würde. »Nein, lieber nicht.«

»Und später? Es gibt Mittagessen bei meiner Mutter.«

Ich wollte nicht deine ganze Familie kennenlernen, nicht so, aber jeder Vorwand für ein Wiedersehen war mir recht. Ich sagte: »Ich habe über gestern Abend nachgedacht,

und irgendwie passt alles zusammen. Weil ich weggehe und nicht weiß, wann ich wiederkomme – so in der Art.«

»Du bist eine Übergangsform, wie dein *Ambulocetus*.«

»Da hast du recht.«

»Wenn wir uns unter anderen Umständen kennengelernt hätten, hätten wir es vielleicht ausprobieren können. Wie es gewesen wäre. Zusammen zu sein. Aber wenn nicht, dann halt nicht. Ich will dich trotzdem wiedersehen. Bist du einverstanden?«

»Natürlich«, sagte ich. »Ich auch.« Ich war mir unsicher, ob ich das bekommen hatte, was ich wollte. Du hast so offen über unsere Beziehung gesprochen, ohne jede Scheu oder Betretenheit, und einfach gelassen hingenommen, dass es kein Wir geben würde. Ich hätte erleichtert sein müssen – wir hatten allen eventuellen Peinlichkeiten bereits im Vorfeld den Stachel gezogen. Aber ich verspürte Enttäuschung, so als wäre das Gespräch an mir vorbeigerast und ich wäre nicht schnell genug auf den Zug aufgesprungen.

Du hast gefragt, ob ich die Goldberg-Variationen kenne, ich verneinte. »Du erinnerst mich an Nummer dreizehn«, sagtest du. »Schostakowitsch ist ganz okay, aber Bach, das ist ganz große Klasse.«

Ich musste ins Zoologie-Museum und dort meine Sachen im Labor zusammenpacken.

Du hast auf die Uhr geschaut. »Ruf mich an, wenn du fertig bist«, hast du gesagt. Ich wünschte dir alles Gute für das Begräbnis deiner Großmutter. Ich wollte so unbedingt, dass du meine Hand nimmst, dass du den Arm um mich legst, wie du es am Vorabend gemacht hattest, aber dafür war es nun zu spät, falls es den Augenblick je gegeben hatte. Ich gab mich damit zufrieden, neben dir die Mass Ave entlangzulaufen, unter unseren Füßen der warme Bürgersteig, über uns alles wolkenlos und strahlend hell.

Sechs andere Doktoranden, eine Gastprofessorin und ich teilten uns einen groß, hell erleuchteten Raum im Erdgeschoss des Museum of Comparative Zoology. Mehrere große Fenster gingen hinaus auf die Kirkland Avenue. Alles roch nach altem Holz. Als ich kam, um meinen Schreibtisch auszuräumen, war Kyung-Ju gerade dabei, das Sprunggelenk des *Pakicetus* zu fotografieren, den wir von der University of Michigan ausgeliehen bekommen hatten. Ich hörte ein paar von den anderen hinten am Scanner. Das Labor war die letzten drei Jahre lang mein Zuhause gewesen, und ich gönnte mir nach dem Frühstück mit dir einen sentimental Augenblick. Gleichgültig, wie die Grabung verlief: Wenn sie vorbei war, würde ich nach Dhaka zurückkehren. Die langen Nächte im Labor waren vorbei, in denen ich viel zu süßen Tee trank und Debatten darüber führte, wann das Thetysmeer nun wirklich ausgetrocknet war. Aber unser gesamter Fachbereich musste sowieso raus und in ein nagelneues Gebäude auf der anderen Seite des Campus umziehen.

Meine erste Begegnung mit dem Wal war auf den Seiten des *National Geographic* gewesen, einer Zeitschrift, die meine Eltern wie so viele ihrer Generation eifrig

sammelten. Die Abbildungen des *Ambulocetus* mit seinen Hinterbeinen und der langen, schmalen Schnauze hatten mich schon als Jugendliche fasziniert. Mein Interesse galt den Anfängen und unnatürlichen Abweichungen in der Evolutionsgeschichte, und damit ganz besonders einem Wal, der schwimmen *und* laufen konnte, während alle anderen Tierarten gerade dabei waren, aus dem Wasser zu kriechen und sich an Land niederzulassen. Meine Mutter war wenig begeistert gewesen. »Fische?«, hatte sie mehrfach wiederholt, als ich ihr mitgeteilt hatte, dass ich in Evolutionsbiologie promovieren wollte. Meine Mutter war Krankenwagenfahrerin und Revolutionärin gewesen, eine Frau, die bei jedem Studentenstreik in der ersten Reihe gestanden hatte. Sie hatte den Krieg mitgemacht. Und ich wollte mich hinter übergroßen Meerestieren verschanzen. Aber was hatte ich denn für Alternativen? Medizin studieren wie sie? Naturwissenschaften lagen mir, menschliche Körper allerdings weniger, und schon gar nicht solche, deren Leben am seidenen Faden hing, während sich die Schere in *meiner* Hand befand – das war mir zu viel Verantwortung. Oder Englisch? Als Einzelkind entdeckte ich meine Liebe zum Lesen sehr früh. Die Bücherregale meiner Eltern waren zumeist mit trockenen politischen Abhandlungen gefüllt, aber ich las schon als Jugendliche Ibsen, *Der letzte Mohikaner*, *Bleakhaus* und, zu früh, *Jane Eyre*. Vielleicht hätte ich Sozialwissenschaften studieren sollen oder Psychologie. Aber das ging nicht. Ich hätte mein ganzes Studium damit verbracht, mich für all das zu grämen, was ich nie werden würde, gefangen im Kerker der Schuldgefühle, wie meine Mutter. Und damit sind wir wieder bei meiner Mutter. Meine Mutter machte alles möglich und unmöglich zugleich.

Dir ist also vermutlich sofort klar, warum es für mich keine andere Wahl gab als Schädel und Knochen, Taxonomie und Schichtenverlauf, Huttons Erde »ohne Spuren eines Anfangs, ohne Aussicht auf ein Ende«. Ich wählte die Erde mit ihrem heißen Kern, dem Gestein, das Geschichte ausspuckte, und Knochen, die tief in eine Zeit zurückreichten, in der ich nicht zu finden war.

»Und, alles gepackt?«, fragte Kyung-Ju, die den Fotoapparat in Armeslänge vor sich hielt und immer wieder auf den Auslöser drückte. Sie roch durchdringend nach Seife. Wir erwähnten beide die vergangene Nacht nicht.

»Nein, ich bin noch lange nicht so weit«, sagte ich. »Aber wenigstens habe ich gestern Nacht zu Hause, als ich nicht schlafen konnte, schon einiges weggeräumt.«

In der Woche zuvor, als ich mit dem Einpacken meiner Unterlagen angefangen hatte, hatte ich einen Koffer in Handgepäckgröße mit an meinen Arbeitsplatz gebracht. Jetzt nahm ich mir den Aktenschrank neben meinem Schreibtisch vor. Darin hatte ich alte Fotokopien von wissenschaftlichen Aufsätzen gehortet, Lehrpläne, die Unterlagen für *Archäologie 101*, der Vorlesung, die ich drei Semester lang als Tutorin begleitet hatte. Das Feedback meiner Studis war begeistert gewesen. Hausarbeiten, Transkriptionen. Die